

Nachtrag zur Chronik von Rösnitz O/S (1907 – 1946)

Die glücklichen Friedensjahre vom Abschluß der Chronik im Kirchweihjahr 1907 bis zum Ausbruch des 1. Weltkrieges 1914, verliefen im Dorf ohne besonders wichtige Ereignisse. Die Landwirtschaft entwickelte sich zu vollster Blüte. Maschinen erleichterten die schwere Feldarbeit. Die Spar-
guthaben der ohnehin schon vermögenden Rösnitzer vermehrten sich stark. Rösnitz galt als eines der reichsten Bauerndörfer Preußens. Die Kleinbesitzer (Gärtner und Häusler) hatten meist einen Nebenberuf als Maurer oder Zimmerleute, den sie vielfach als Wanderarbeiter im Rhein-
land oder Ruhrgebiet ausübten. Andere arbeiteten im oberschlesischen Industriegebiet, von wo sie regelmäßig zum Wochenende nach Hause ka-
men. Außerhalb der sonstigen Arbeiten besorgten ihre Ehefrauen und Kinder die Feldarbeit. Zu Beginn des 1. Weltkrieges folgten viele der jun-
gen Männer, die mit Stolz im preußischen Heer gedient hatten, dem Ruf zu den Waffen. Viele von ihnen fielen auf den Schlachtfeldern oder erlange-
gen ihren Verwundungen und Kriegsleiden.

Ihre Namen seien zu ehrendem Gedächtnis aufgeschrieben:

Max Grittner	Haus-Nr. 2;	Louis Kremser	Haus-Nr. 6
Ernst Krömer	Haus-Nr. 16;	Ernst Grüner	Haus-Nr. 142
Ernst Schefer	Haus-Nr. 156;	Paul Schefer	Haus-Nr. 69
Ernst Schefer	Haus-Nr. 69;	Max Proske	Haus-Nr. 30
Paul Heidrich	Haus-Nr. 153;	Hermann Hawranke	Haus-Nr. 138
Ernst Hawranke	Haus-Nr. 138;	Hermann Kotscha	Haus-Nr. 74
Ernst Lamche	Haus-Nr. 57;	Paul Scholz	Haus-Nr. 171
Paul Groß	Haus-Nr. 73;	Reinhold Groß	Haus-Nr. 73
Samuel Weiner	Haus-Nr. 78;	Karl May	Haus-Nr. 63
Gustav Nowak	Haus-Nr. 87;	Max Groß	Haus-Nr. 90
Adolf Krömer	Haus-Nr. 91;	Gustav Klose	Haus-Nr. 98
Max Malcharek	Haus-Nr. 134;	Adolf Kugel	Haus-Nr. 183
Hermann Krömer	Haus-Nr. 168;	Emil Kremser	Haus-Nr. 109
Gustav Gruner	Haus-Nr. 122;	Paul Proksch	Haus-Nr. 117
Paul Alscher	Haus-Nr. 139;	Gustav May	Haus-Nr. 119
Konrad Grittner	Haus-Nr. 126;	Ernst Wannek	Haus-Nr. 107
Wilhelm Anders	Haus-Nr. 106;	Ernst Wittke	Haus-Nr. 145
Anton Gnaida	Haus-Nr. 97;	Fritz Wittke	Haus-Nr. 145
Fritz Werner	Haus-Nr. 44;	Hermann Wannek	Haus-Nr. 107

Der 1. Weltkrieg ging, trotz zeitweiliger Bedrohung Oberschlesiens durch die Russen, am Dorf glimpflich vorüber. Die Leiden des Hungers und der Entbehrungen vieler Deutscher während der Kriegs- und Nach-
kriegszeit blieben den mit landwirtschaftlichen Produkten reich versorg-
ten Dorfbewohnern erspart.

Im Jahre 1917 wurden die zinnernen Orgelpfeifen ausgebaut, um für Kriegszwecke verwendet zu werden. Eine Abgabe der alten Glocken unterblieb wegen ihres historischen Wertes. Dann kam der Abstimmungskampf in Oberschlesien. Am 21. März entschieden sich alle Rösnitzer für Deutschland. Jede polnische und tschechische Propaganda war bei den treudeutschen Rösnitzern abgeprallt. Zur Abstimmung kamen die in Rösnitz geborenen Männer und Frauen aus allen Teilen Deutschlands ins Dorf. Das gab ein frohes Wiedersehen mit Verwandten, Freunden und Bekannten, die sich oft seit vielen Jahren nicht gesehen hatten. Den Abstimmungsgästen zu Ehren gab die Gemeinde ein großes Festessen im Kretschamsaal. Es gab die bei festlichen Anlässen in Rösnitz üblichen, in Tonpfannen gebräunten, sehr wohlschmeckenden Braten. Auch die heimtlichen Kuchen wurden in Mengen gebacken. Leider hatte der Spruch der Sieger schon vorher das Hultschiner Ländchen zur Tschechoslowakei geschlagen, so daß Rösnitz jetzt Grenzdorf wurde. Die Nachbardörfer Schreibersdorf, Odersch und Thröm und auch das durch viele verwandschaftliche Bande mit Rösnitz verbundene Zauditz wurden tschechisch. Wegen der nahen Grenze wurden Zollbeamte ins Dorf versetzt.

Die Geldinflation raubte den Rösnitzern große Vermögenswerte. Doch durch Sparsamkeit und zähen Fleiß kamen sie in den folgenden Jahren bald wieder zu Wohlstand.

Die politische Entwicklung nach dem verlorenen Krieg brachte auch in der Gemeinde manche Beunruhigung der Gemüter. Die Gemeindevorsteher wechselten häufig. Der *letzte* Gemeindevorsteher (Bürgermeister) von Rösnitz war Richard Kremser (Haus-Nr. 52). Sonst brachten die Jahre nach dem 1. Weltkrieg für Rösnitz keine besonderen Ereignisse.

- 1919 richtete ein schwerer Hagelschlag besonders im südlichen Teil der Feldmark großen Schaden an.
- 1923 wurde die Gemeinde an das elektrische Stromnetz angeschlossen.
- 1925 am 11. Mai ging ein Wolkenbruch in den Klinken nieder. Es entstand Hochwasser im Dorf. Wasserstand: ein halber Meter über der Brücke an der Schule.
- 1928/29 sehr kalter Winter mit sehr viel Schnee, Tiefsttemperatur -36°C . Die meisten Obstbäume in den Gärten und an den Straßen erfroren. Der reiche Wildbestand wurde fast vernichtet. Bis in die Hausgärten kamen die Hasen Futter suchen.
- 1929 war ein sehr nasser Sommer.

Im Pfarramt trat 1928 ein Wechsel ein. Der seit 1888 amtierende Pastor Max Fiebig trat in den Ruhestand und verlegte seinen Ruhesitz nach Carlsruhe O/S, wo er kurze Zeit später auch starb. Die Verwaltung der Pfarrstelle übernahm nun Pfarrvikar Martin Meißner und nach ihm Pfarrvikar Teichmann. Von 1930–37 war Pastor Arnold Hitzer Seelsorger von Rösnitz. Unter ihm wurde die Gemeinde in den Kirchenkampf zwischen Deutschen Christen und der Bekennenden Kirche hineingezogen. Es ging um die Frage, ob Jesus Christus das eine Wort Gottes bleibt,

dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben, oder ob ein verfälschtes Evangelium verkündigt werden sollte, das als Wurzel der Predigt auch die politischen Ereignisse des Dritten Reiches hatte. Im Verfolg dieser Kämpfe wurde Pastor Hitzer aus Schlesien ausgewiesen. Es folgten mehrere Vikare der Bekennenden Kirche. 1942 schickte die Kirchenleitung Pfarrer Kretschmar und 1943 löste ihn Pfarrer Fritz Straßmann ab, der die Gemeinde bis in die Vertreibung betreute.

1933 wurde die Kirche außen renoviert. Die Leitung der Arbeiten hatte Ernst Gruner. Am 18. Oktober desselben Jahres wurde das 125jährige Kirchenjubiläum gefeiert. Neben vielen auswärtigen Gästen nahm auch Generalsuperintendent D. Zänker (Breslau) und Superintendent Baum (Leobschütz) an der Jubelfeier teil. Die Festpredigt hielt Pastor A. Hitzer. Pastor Hitzer war es auch, der seit 1931 am Himmelfahrtstag jeden Jahres die Waldgottesdienste an historischer Stätte im „Schildergraben“ (Krautgarten) abhielt.

Unter der Lehrerschaft kamen wiederholt Veränderungen vor. Lehrer Max Schoefinius wurde 1912 als Hauptlehrer nach Schnellewalde (Kreis Neustadt O/S) versetzt. Seine Nachfolger wechselten mehrmals. Zuletzt blieb Fräulein Frühauf als Lehrerin in Rösnitz seßhaft. Hauptlehrer Gustav Kunisch trat nach vierzigjährigem Wirken in Rösnitz 1926 in den Ruhestand. Sein Nachfolger war Lehrer Lehmann, dem Lehrer Czislo folgte.

Dann wurde die 1. Lehrstelle wieder mit einem Hauptlehrer besetzt, und zwar durch Hauptlehrer Doerfel, dem nach einigen Jahren Hauptlehrer Pentke folgte. Der letzte Hauptlehrer in Rösnitz hieß Neumann, der neben Fräulein Frühauf sein Amt bis zum letzten Tage bekleidete. Lehrer Ernst Kremser trat nach langem Wirken in Rösnitz im Jahre 1938 in den Ruhestand.

1932 wurde eine evangelische Schwesternstation und 1933 ein Kindergarten errichtet. Der Kampf der Sudetendeutschen in der Tschechoslowakei um den Anschluß an das Deutsche Reich wurde im Dorf aufmerksam verfolgt. 1938 strömten viele Flüchtlinge, die den tschechischen Terror fürchteten, über die nahe Grenze ins Dorf. Nach der Eingliederung des Sudetenlandes fiel endlich die Grenze, die Deutsche von Deutschen trennte, und bald entwickelte sich ein reger Verkehr mit der nur 10 km entfernten Stadt Troppau.

Im 2. Weltkrieg zogen wieder eine große Zahl Rösnitzer Männer und Jünglinge ins Feld. Sie kämpften auf allen Kriegsschauplätzen ehrenhaft für ihre Heimat und ihr Vaterland. Die Namen der Gefallenen, Verstorbenen und Vermißten sollen nicht vergessen werden.

Es sind folgende:

Rudolf Kuhn	Haus-Nr. 5;	Georg Kuhn	Haus-Nr. 5
Georg Grittner	Haus-Nr. 3;	Max Grittner	Haus-Nr. 10
Max Krömer	Haus-Nr. 145;	Georg Kolbe	Haus-Nr. 13
Fritz Klose	Haus-Nr. 149;	Fritz Wehowsky	Haus-Nr. 183

Max Heidrich	Haus-Nr. 142;	Gerhard Martschin	Haus-Nr. 146
Fritz Martschin	Haus-Nr. 146;	Max Schefer	Haus-Nr. 170
Max Wannek	Haus-Nr. 194;	Max Proske	Haus-Nr. 110
Ernst Siegmund	Haus-Nr. 136;	Fritz Siegmund	Haus-Nr. 136
Georg Hörnig	Haus-Nr. 30;	Georg Krömer	Haus-Nr. 25
Max Kremser	Haus-Nr. 33;	Fritz Grittner	Haus-Nr. 35
Gerhard Kremser	Haus-Nr. 33;	Max Gnaida	Haus-Nr. 97
Max Proske	Haus-Nr. 37;	Fritz Groß	Haus-Nr. 105
Gerhard Proske	Haus-Nr. 37;	Fritz Kugel	Haus-Nr. 137
Ernst May	Haus-Nr. 100;	Ernst Proske	Haus-Nr. 46
Kurt Proske	Haus-Nr. 47;	Fritz Proske	Haus-Nr. 46
Ernst Grittner	Haus-Nr. 48;	Walter Hoffmann	Haus-Nr. 50
Kurt Heidrich	Haus-Nr. 153;	Fritz Hoffmann	Haus-Nr. 50
Fritz Kuhn	Haus-Nr. 53	Max Kreis	Haus-Nr. 151
Max Proksch	Haus-Nr. 151;	Max Proske	Haus-Nr. 81
Fritz Siegmund	Haus-Nr. 56;	Fritz Grittner	Haus-Nr. 67
Kosler	Haus-Nr. 56;	Max Franzke	Haus-Nr. 180
Heinrich Schefer	Haus-Nr. 56;	Alois Kusma	Haus-Nr. 74
Ernst Weiß	Haus-Nr. 62;	Kurt Malcharek	Haus-Nr. 180
Fritz Schempa	Haus-Nr. 182;	Egon Scholz	Haus-Nr. 179
Max Scholz	Haus-Nr. 171;	Fritz Krömer	Haus-Nr. 174
Max Lamche	Haus-Nr. 197;	Max Krömer	Haus-Nr. 174
Reinhard Ryborsch	Haus-Nr. 187;	Max Kreis	Haus-Nr. 188
Richard Proske	Haus-Nr. 90;	Ernst Schindler	Haus-Nr. 66
Max Strzibny	Haus-Nr. 65;	Ernst Schefer	Haus-Nr. 163
Kurt Kosler	Haus-Nr. 64;	Ernst Wehowsky	Haus-Nr. 77
Max Kremser	Haus-Nr. 75;	Max Proske	Haus-Nr. 84
Heinrich Kutschka	Haus-Nr. 62;	Fritz Strohalm	Haus-Nr. 86
Richard Alscher	Haus-Nr. 88;	Günter May	Haus-Nr. 90
Fritz Alscher	Haus-Nr. 88;	Ernst Krömer	Haus-Nr. 168
Max Krömer	Haus-Nr. 111;	Herbert Strohalm	Haus-Nr. 113
Konrad Krömer	Haus-Nr. 122;	Max Proksch	Haus-Nr. 117
Fritz Alscher	Haus-Nr. 139;	Ernst Proksch	Haus-Nr. 119
Fritz Martschin	Haus-Nr. 147;	Hans Flaschke	Haus-Nr. 147
Kurt Grüner	Haus-Nr. 181;	Hans Achtelik	Haus-Nr. 114
Fritz Kosler	Haus-Nr. 126;	Max Strzibny	Haus-Nr. 60
Fritz Weiner	Haus-Nr. 135		

Sehr hoch war der Blutzoll, den Rösnitz an allen Fronten dieses schrecklichen Krieges zahlen mußte; aber nicht minder schwer war die Not und die Entbehrungen, die die Rösnitzer in den letzten Kriegsmonaten und in der nachfolgenden Zeit erdulden mußten. Diese Leiden schildert der nachfolgende Bericht.

Rösnitz im Wirbel der Kriegs- und Nachkriegszeit

Als bereits 1942 und 1943 deutsche Städte unter dem feindlichen Bombenhagel in Schutt und Asche sanken und unter den Trümmern Frauen, Kinder und Greise starben, gab es noch einen Teil unseres Vaterlandes, der von diesem Kriegsgrauen bisher verschont geblieben war, der Osten. Doch noch war der furchtbare Krieg nicht beendet. Auch für unsere Heimat sollten noch schlimme Tage kommen, ja, der deutsche Osten war dazu bestimmt, den Kelch des Leides bis zur Neige zu leeren. Die lange Dauer des Krieges und die dadurch verursachten furchtbaren Verluste

an Menschen und Material brachten es mit sich, daß die Fronten nicht mehr gehalten werden konnten, trotz heldenhaften Widerstandes und übermenschlicher Leistungen der deutschen Truppen. So wurde auch Schlesien vom Kriege überrannt, und als im Februar 1945 die sowjetischen Armeen das oberschlesische Industriegebiet erreicht hatten, war das direkte Kriegsgeschehen in die Nähe von Rösnitz, unserer Heimat, gerückt. Öfters erschien feindliche Aufklärer. Immer näher rückte die Front. Aus dem Brückenkopf Coseł – Groß-Neukirch war schon das Trommelfeuer zu hören. In Rösnitz selbst begannen Frauen und Männer auf Befehl Schützenlöcher auszuheben. Auch zwei Panzersperren, eine bei Malchers im Oberdorf und eine bei Liches im Niederdorf wurden gebaut. Westwärts flutende Trecks und Truppenansammlungen in und um Rösnitz deuteten darauf hin, daß auch bald hier die Kriegsfurie ihre Brandfackel entzünden werde. Von der nahen Front brachte man jeden Tag tote Soldaten. Sie wurden erst in der Kirche niedergelegt, um später auf dem Friedhof bestattet zu werden. Feindliche Bomber luden ihre Last in der Haflach und hinter dem Häuslegraben ab, ohne jedoch nennenswerten Schaden anzurichten. Angesichts dieser Lage war die Bevölkerung ratlos. „Was sollen wir tun? Wohin sollen wir denn gehen?“ Das waren die Fragen, die sich jeder stellte. Gab es in dieser Situation für die Zivilbevölkerung denn noch überhaupt einen anderen Ausweg als den: Mit den andern Trecks nach Westen in das Sudetenland auszuweichen, um wenigstens das nackte Leben zu retten. Durch die Behörden wurden die kinderreichen Familien und solche Personen, die nicht mit einem Treck ziehen wollten, per Wagen nach dem Bahnhof Leiserwitz gebracht. Von hier fuhr der Zug bis zum Bahnhof Altstett. Unterwegs nahm er auf allen Bahnhöfen die Personen auf, die sich für eine Evakuierung gemeldet hatten. Dann fuhr er wieder zurück nach Troppau, von wo der Transport in Richtung Bayern abging. Die anderen Rösnitzer, und das war die überwiegende Mehrheit, warteten immer noch. Vorbereitungen für den geplanten Treck wurden jedoch getroffen. Die schweren Bauernwagen wurden marschfertig gemacht, d.h. mit Planen zum Schutz gegen Regen und Wind überdeckt und mit dem Notwendigsten (Lebensmittel, Betten, Bekleidung, Heu und Hafer für die Pferde) beladen. Alles andere, was man nicht mitnehmen konnte, wie Wäsche, Porzellan usw. wurde vergraben in der Hoffnung, es bald wieder nach beendetem Krieg ausgraben zu können. Der Tag, an dem der Treck beginnen sollte, wurde immer noch hinausgeschoben. Es war eben bitterschwer, diesen Entschluß auszuführen, denn es hieß, Heimat, Haus und Hof zu verlassen und hinauszuziehen in eine ungewisse Zukunft. In den Häusern wurde noch einmal geschlachtet. Alles andere Vieh außer den Zugtieren mußte ja zurückbleiben. Die gepackten Wagen standen reisefertig unter den Wagenschuppen. Dann begann das bange Warten. Ein kleiner Treck mit Handwagen aus Katscher war bereits in Rösnitz einquartiert. Da erschien am 23. März aus Richtung Dirschel feindliche Bomber und luden ihre Last ab. Eine Bombe fiel in Alsches Hof (Haus-Nr. 19). Die Tochter Emma und

ihre Freundin Gretel Morawski wurden tödlich getroffen, während Grete Klose schwer verwundet wurde. Auch das Kind Kulla starb an den schweren Verletzungen. Die ersten Toten waren damit zu beklagen. Da hieß es: „Bis Bieskau sind die russischen Panzerspitzen vorgedrungen.“ Jetzt gab es nur eine Wahl, entweder schnellstens fort oder von der Front überrannt zu werden. Es war der 24. März. Von Haus zu Haus lief die Nachricht: „Heute nacht um 10 Uhr beginnt der Treck.“ Sammeln sollte sich die Fahrzeugkolonne auf der Bauernseite. Noch einmal ging der Bauer abends in den Stall, um den Tieren, die er zurücklassen mußte, ein letztes Mal das Futter zu reichen. Es fiel diesmal sehr reichlich aus. Dann strich er noch diesem und jenem Tier über den Rücken und verließ mit Tränen in den Augen den Stall. Schnell wurden die Pferde angespannt und die Familie und solche Dorfbewohner, die keine Pferde hatten, bestiegen den Wagen. Das Dorf war eine Gemeinschaft und wollte es bleiben auch in der Zeit der Not. Nur 22 alte Männer und Frauen waren nicht dazu zu bewegen, mitzuziehen. Sie fürchteten sich vor den Entbehrungen dieser Fahrt oder brachten es nicht fertig, ihr Dorf zu verlassen, wo sie ein Leben lang gearbeitet hatten. Sie wußten nicht, was auf sie wartete. Ein Wiedersehen mit ihnen hat es nicht gegeben.

So zogen denn 65 Wagen in langem Zuge die Dirschler Gasse hinaus. Um schneller vorwärts zu kommen, waren sämtliche Wagen pferdebespannt. Auch zwei Trecker fuhren mit. Oben bei Goasses Windmühle angekommen, wandten die Rösnitzer noch einmal den Blick zurück auf ihr Dorf, das unten im Tal dunkel, still und einsam lag. Da brachen die Tränen wieder hervor, die man ja schon so viel vergossen hatte. Es war eine klare Vorfrühlingsnacht. Die Sterne funkelten am Himmel. Nur in der Ferne, dort, wo die Front stand, war es hell. Dort brannten die Dörfer, dort tobte die Schlacht. Langsam in Abständen zog der Zug der Unglücklichen die Straße entlang. Jeder hing seinen Gedanken nach. Einige klagten das Schicksal an: „Warum, warum“, fragten sie immer wieder. Andere dachten wieder still an ihre Lieben, die draußen an der Front standen und die vielleicht bald um ihre Heimat kämpfen mußten. Wieder andere starrten nur vor sich hin. Sie konnten nicht mehr denken. Es war zu viel gewesen. So passierte der Treck Wehowitz. Über die alte, hölzerne Oppabrücke kam man in das Sudetenland, das vorerst noch vom Krieg verschont war. Es ging zügig vorwärts über Jarkowitz, Zattig. Plötzlich merkte man, daß der Treck sich verfahren hatte. Es hieß also auf offener Straße wenden, ein gewiß nicht leichtes Unternehmen bei 65 Fahrzeugen. Doch es ging alles glatt vonstatten und man erreichte einen Wald, der den Tag zuvor bombardiert worden war. Hier wurde übernachtet. Auch an diesem Abend standen Christbäume (Leuchtbomben) am Himmel. Doch es kamen keine Bomber. Den andern Morgen ging es weiter. Das Wetter war warm. Es ging ja dem Frühling entgegen. Bald war wieder die Zeit da, wo die Feldbestellung beginnen würde. Jubilierend trillerten die Lerchen hoch in den Lüften ihr Lied. Doch niemand hörte sie heute. Bald war Freihermersdorf erreicht und damit die Berge. Die ersten

Schwierigkeiten stellten sich ein. Die vollbepackten Bauernwagen und die Personen, die darauf saßen, waren zu schwer, um von den Pferden über die Berge gezogen zu werden. So mußten also alle zu Fuß gehen, denn die Zugtiere mußten ja so weit wie möglich geschont werden. Neue Schwierigkeiten entstanden. Es war Frühling und verschiedene trächtige Stuten waren als Zugtiere eingesetzt. Die fohlten nun, und das betreffende Fahrzeug mußte von der Weiterfahrt für einige Zeit Abstand nehmen, oder Personen wurden krank oder an den Wagen entstanden Pannen. So kam es, daß der Treck nicht mehr geschlossen zusammen war. Der Rest fuhr weiter. Man muß auch bedenken, daß nicht nur der Rösnitzer Treck unterwegs war, sondern aus allen Teilen Schlesiens strömten die Trecks in das Sudetenland hinein. War im eigenen Treck an einer Kreuzung nur ein kurzes Zögern, war auch schon der fremde Treck dazwischen und die Verbindung abgerissen. Die Spitze mußte also warten, bis alle beisammen waren. So zogen die Wagenkolonnen durch die Berge. Unbeschreiblich waren die Strapazen. Die treuen Zugtiere wurden langsam müde; denn es gab ja kaum Rasttage. Nun mußten die Menschen schieben helfen, wenn es über einen Berg ging. Bei höheren Bergen blieb immer ein Fahrzeug im Tal stehen und vierspännig wurde der Berg überwunden. Dann wurde das stehengebliebene Fahrzeug nachgeholt und als dieses oben war, wurde erst mal Rast gemacht; denn Menschen wie Tiere waren erschöpft. Erst als die Kolonne zusammen war, ging es weiter, jetzt wieder bergab, ein ebenso schwieriges Unternehmen. Dicke Stangen oder Äste wurden zwischen die Speichen gesteckt. Die Bremsen allein konnten auf der abschüssigen Straße die Wagen nicht halten. So wurde über Heidenpiltsch und Maiwald Hof erreicht. Nun war man schon eine Woche unterwegs. Unter was für veränderten Verhältnissen mußte der Mensch jetzt leben! Kein Bett, sondern nur ein Strohlager in einem Saal oder in einer Scheune und keine Möglichkeit einer intensiven Körperpflege! Das Essen bestand aus dem, was man von Zuhause mitgebracht hatte, meistens kalte Verpflegung. Hin und wieder wurde in Schulen oder Sälen warme Verpflegung ausgegeben oder man konnte mal bei einem Bauern etwas kochen. Dazu kam die Sorge um die kleinen Kinder, denen vor allem die Milch und die nötige Ruhe fehlten. Doch niemand durfte jetzt seinen Gedanken nachhängen. Auch unter den primitivsten Verhältnissen mußte es weitergehen, wenn es auch noch so schwer war. So kam der Treck in den Schönhengstgau, eine sehr schöne, aber auch bergige Gegend. Einer besonderen Pflege bedurften auf dieser Fahrt durch das Gebirge die Pferde. Bei jeder Rast wurden die Kummetgeshirre überprüft, ob nicht etwas vorhanden war, das zu Scheuerstellen am Körper des Tieres führen konnte. Mit kaltem Wasser wurde die Brust der Pferde abgewaschen, damit die Haut, die durch den Schweiß gereizt war, widerstandsfähig blieb. Ohne Pause zog der Treck weiter westwärts und erreichte auf der gefährlichen, mit vielen Serpentinen versehenen Bergstraße, Sternberg. Bei dieser Abfahrt mußten wieder alle bremsen helfen. Längst waren nicht mehr alle Fahrzeuge zusammen. aus den verschiedensten

Gründen waren welche zurückgeblieben oder abgezweigt. In Rotmühl gab es erst mal eine Pause von einigen Tagen. Sie war auch dringend nötig für Mensch und Tier. Noch war man ja nicht am Ziel. Immer noch war Krieg, und die spärlich durchsickernden Meldungen besagten, daß die sowjetischen Armeen immer weiter vordrangen. Das gab den Unglücklichen neue Kraft. Hier in Rotmühl wurde das Weitertrecken untersagt.

Doch ein großer Teil der Trecks zog trotzdem nach einigen Tagen weiter. Am 12. April wurde Iglau erreicht. Weiter ging es, bergauf und bergab, und Menschen wie Tiere waren der Erschöpfung nahe. Glücklicherweise war die bisherige Fahrt ohne große Unfälle verlaufen, bis auf einen Zwischenfall, wo Frau Kremser (Heisles, kl. Seite) von einem Pferd geschlagen wurde und starb. In Priesneck wurde wieder eine mehrtägige Rast eingelegt. Man konnte einfach nicht mehr. Am 20. April ging es weiter, wieder durch bergiges Land. Die Schönheit der Natur sah man schon nicht mehr. Zudem war das Wetter auch kalt. Der weitere Weg führte wieder durch eine schöne Gegend mit vielen Seen. Die Gemeinde Ruteschlag im Kreise Bistritz war die Endstation des Trecks. Hier versammelte Herr Pastor Straßmann den Rest seiner Gemeinde um sich und sprach ihnen – als ihr letzter Heimatseelsorger – Trost zu in aller Not. Der Text seiner Predigt war: „Saget Gott Dank allezeit für alles.“ In Leid und Not blieb Pastor Straßmann immer bei seiner Gemeinde und auch in der folgenden noch schwereren Zeit fanden die Rösnitzer stets Trost im Worte Gottes, daß er ihnen zusprach. Das soll ihm nie vergessen sein. Am andern Tag fuhren einige Wagen noch weiter bis zu dem einige Kilometer entfernten Wittingau oder zogen als Einzelfahrzeuge bis nach Bayern. In den Aufnahmeorten, wo die Fahrzeuge des Trecks blieben, halfen die Rösnitzer den dortigen Bauern bei der Feldarbeit, um Nahrung für Mensch und Tier zu haben, und es entwickelte sich bald ein gutes Verhältnis zwischen den Einheimischen und den Rösnitzern. Das Schlimmste, die Rückfahrt in die Heimat, sollte noch kommen.

Jetzt, da die Menschen etwas zur Ruhe kamen, ist es vielleicht gut, einmal einen Blick zurückzuwerfen auf ihr Rösnitz, das sie verlassen mußten. Kurz bevor die Rösnitzer auf den Treck gingen, wurden sieben Rösnitzer Männer zum Volkssturm eingezogen, und damit militärischen Gesetzen unterworfen. Sie mußten zurückbleiben und hatten die Aufgabe, das gesamte zurückgebliebene Rindvieh, mehrere Hundert Stück, zu sammeln und in einer großen Herde nach Troppau zu treiben, um es den Russen nicht in die Hände fallen zu lassen. Das war keine leichte Aufgabe; denn die wenigen Volkssturmmänner konnten es nicht verhindern, daß Kühe aus der Herde ausbrachen und in die Gegend stürmten. Die konnten selbstverständlich nicht mehr eingefangen werden. Dazu fehlte die Zeit. Diese Kühe, die oft in den heimischen Stall zurückkehrten, sind später dort verhungert oder verbrannt. Die militärische Lage, in der sich Rösnitz befand, wurde immer kritischer. Nachdem die sowjetischen Truppen im Raum zwischen Ratibor und Katscher heftig angriffen und nach Süden und Südwesten tiefe Einbrüche erzielen konnten, waren sie

bis in die Nähe unseres Dorfes gekommen. Am Karfreitag 1945 nachmittags fiel Katscher nach schwerem Kampf in Feindeshand. Am Morgen desselben Tages wurde Rösnitz bombardiert. Die Kirche und andere Häuser brannten, und am Ostersonnabend, dem 30. März, griffen aus Richtung Katscher-Steuberwitz sowjetische Truppen an. Tapfer wehrten sich am Ortsrand die zahlenmäßig weit unterlegenen Verteidiger. Doch sie mußten letztlich der Übermacht weichen. Straßenkämpfe tobten. Maschinengewehre ratterten und Handgranaten krachten. Schwarz wälzte sich ein beißender Rauch durch die Straßen, der von den vielen brennenden Häusern und Scheunen herrührte. Mehr und mehr wurden die Verteidiger zurückgedrängt. Nachdem sie im Oberdorf noch zwei Panzer abgeschossen hatten, zogen sie sich hinhaltend kämpfend in Richtung Krautgarten zurück. Damit fiel unser Heimatdorf in Feindeshand. Die deutschen Truppen errichteten daraufhin auf den Höhen des Klimmberg, am Kiefernbuschel und von hier in Verlängerung zur Piltscher Straße hin eine neue Hauptkampflinie. In jenen Tagen erhielt ein Pionierzug, der in Nassiedel lag, den Auftrag, die Lage in Rösnitz zu erkunden. Ihm gehörte auch ein Rösnitzer an, Ernst Krömer (Alsche Ernst, Haus-Nr. 19). Lassen wir ihn selbst berichten: „Als wir mit unserem Zug, der nur noch die Stärke von 12–14 Mann hatte, nach kurzer Feuervorbereitung durch Artillerie und Flieger den Ostrand von Rösnitz erreicht hatten, drangen wir gleich in den Ort ein. Wir rechneten sofort mit Widerstand, waren aber erstaunt, als wir auf der kleinen Seite ungehindert vorwärts kamen. Das uns begleitende Sturmgeschütz brauchte kaum in Aktion zu treten. Nachdem wir jedes Haus untersucht hatten, waren wir nach einer gewissen Zeit bereits bei Kürschners angekommen. Da wir nun meinten, daß die kleine Seite wohl feindfrei wäre, zogen wir uns wieder zurück und wollten nun, ebenfalls vom Niederdorf aus auch auf der Bauernseite vordringen. Bald erhielten wir hier von Peter Kremsers Wirtschaft her Feuer. Wir hatten also Feindberührung. Wohl versuchten wir in die Besitzung einzudringen. Es gelang aber nicht, da das feindliche Feuer zu stark war. Da kam ein Soldat auf die Idee, die Russen auszuräuchern. Es wurde Stroh geholt, angezündet und an der richtigen Stelle hingelegt. Der in das Haus ziehende beißende Qualm trieb die Russen heraus, wo sie von den Deutschen als Gefangene in Empfang genommen wurden. Im Gegensatz zur kleinen Seite war die Bauernseite viel stärker besetzt. In fast jeder Wirtschaft saß der Gegner. Nun wurde eine List angewandt. Ein Gefangener wurde in jedes der besetzten Häuser geschickt und die Russen aufgefordert, keinen Widerstand zu leisten und sich zu ergeben, da die Deutschen in der Überzahl wären. Tatsächlich gelang diese List auch, und mit erhobenen Händen kamen die bisherigen Verteidiger nacheinander heraus. So kamen wir nach Untersuchung eines jeden Hauses verhältnismäßig gut vorwärts, bis wir Weichtes Wirtschaft im Oberdorf erreicht hatten. Das Dorf zeigte die Spuren schwerer Kämpfe, zerschossene Häuser und abgebrannte Scheunen. Hier bei Weichtes gab es ein eisernes Halt. Verstärktes Gewehr- und Maschinengewehr-Feuer und Panzer kurz vor

uns machten ein Vorwärtskommen unmöglich. Ich wünschte mir im stillen Artillerieunterstützung und wirklich, als ich mich umwandte, lag hinter mir ein Artilleriebeobachter, der sich in vorderster Linie über die Lage orientieren wollte. Er gab gleich seine Befehle durch, und obwohl der eine Einschlag gefährlich nahe bei uns lag, lag das übrige Feuer aber gut und verschaffte uns etwas Luft. Die Panzer zogen sich zurück bis auf einen, der quer über die Straße stand und nicht wich. Er machte ein weiteres Vorwärtskommen unmöglich, und wir mußten uns im Schutze der Dunkelheit wieder zurückziehen, besetzten aber einzelne Häuser mit je einem Mann. Am anderen Tag sagten mir meine Kameraden, sie hätten im Dorf einen Zivilisten getroffen. Es war einer von jenen, die freiwillig zurückgeblieben waren, der Kreisel Vetter (Haus-Nr. 58). Er erkannte mich nicht, da ja unsere Gesichter und Uniformen vom Kampf gezeichnet waren. Als ich ihm meinen Namen sagte, erzählte er das furchtbare Schicksal, das seine Schwester Emma getroffen hatte. Ich hatte aber keine Zeit, um mich näher mit ihm zu unterhalten. Nach Erfüllung unseres Erkundungsauftrags wollten wir uns nun nach Süden absetzen. Mittlerweile waren auch 30 andere Soldaten einer fremden Einheit im Dorf eingetroffen, und wir wollten durch die Haflisch das Dorf verlassen. Da jagte uns ein Melder nach, der uns sofort wieder zurückholen sollte, denn der Russe war im Niederdorf eingedrungen und der Häuserkampf begann von neuem. In der Nacht bezog ich mit einem anderen Kameraden Stellung an der Panzersperre bei Liches. Durch einsetzendes feindliches Artilleriefeuer wurde mein Kamerad verwundet und zurückgebracht. So wurde unsere Zahl immer kleiner. Am anderen Tag holte ich Verpflegung für meine Kameraden und da fand ich in der Haflisch in hilflosem Zustand Frau Wehowsky (Liebe Martines, Hause Nr. 79). Ich konnte von ihr nur erfahren, daß ihr Mann erschlagen worden war. Ich lud sie auf und nahm sie mit. So waren wir nun schon mehrere Tage in Rösnitz, dessen Teile einmal von uns und einmal von Russen besetzt waren. Doch letzten Endes mußten wir dem feindlichen Druck weichen und setzten uns bis zum Krautgarten ab. Hier bezogen wir paar Mann erneut Stellung, müde und erschöpft. Auf einmal sahen wir, es war Nacht, Schatten vor uns, ein russischer Spähtrupp. Alle Müdigkeit war verflogen und wir schossen, was unsere Waffen hergeben konnten. Tatsächlich ging der Gegner auch in Deckung, und diesen Moment benutzten wir, um uns bis zu den Kammergütern zurückzuziehen, da wir ja allein waren und weder links noch rechts deutsche Truppen hatten. Hier auf der Höhe konnten wir uns noch einige Zeit halten bis wir uns, erneut der Übermacht weichend, hinhaltend kämpfend bis zum Piltscher Schüttloch zurückzogen, wo wir von einer deutschen Sturmgeschützabteilung aufgenommen wurden.“

Das ist ein kurzer und an sich trockener Bericht. Was aber mag dieser Mensch empfunden haben, der als Soldat den harten Gesetzen des Krieges gehorchend, um sein Heimatdorf kämpfen mußte, das im dauernden Wechsel von Angriff und Gegenangriff immer mehr unter den Einschlägen der Artillerie zusammensank.

Drei Wochen tobten die Kämpfe um Rösnitz und viermal wechselte das Dorf den Besitzer. In jener Zeit war das 9 Kilometer entfernte Tropau zur Festung erklärt worden und die nördlich vorgelagerte frühere tschechische Befestigungslinie von den Deutschen wieder in Verteidigungszustand versetzt worden. Rösnitz lag also im Festungsvorfeld und die häußige Gestalt unserer Feldmark war für solche Vorfeldkämpfe bestens geeignet. Man erzählt, daß die sowjetischen Panzerangriffe aus Richtung Rösnitz öfters abgeschlagen wurden und erst, als ein sowjetischer General, selbst im ersten Panzer fahrend, die Führung übernahm, glückte der Durchbruch in Richtung Tropau. Der General ist bei diesem Angriff gefallen. Wie schwer die Kämpfe im Rösnitzer Raum gewesen sind, geht daraus hervor, daß über 50 abgeschossene Panzer das Schlachtfeld bedeckten. Die härtesten Kämpfe tobten um den Krautgarten und Sandberg. Mehr und mehr wich die deutsche Wehrmacht kämpfend dem feindlichen Druck, bis jener 8. Mai kam, da endlich nach fast 6 Jahren die Waffen ruhten. Neue Hoffnungen wurden unter den Rösnitzern geweckt: Bald geht es wieder nach Hause und tatsächlich, das Gerücht bewahrheitete sich, es ging wieder heim. Groß war die Freude, als nach dem Sammeln in Rutenschlag der gemeinsame Heimweg angetreten wurde. Doch man sollte bald merken, daß sich in der Zwischenzeit etwas geändert hatte. Auf dem Heimweg waren die Trecks durch Gebiete gezogen, die von deutschen Truppen besetzt waren. Doch nun waren die deutschen Soldaten auf dem Wege in die Kriegsgefangenschaft, und Herren waren die Tschechen zusammen mit den Russen. Abgründtiefer Haß schlug den zurückfahrenden Trecks entgegen. Die Deutschen waren rechtlos und zum Freiwild erklärt worden. Kam der Zug in ein Dorf, standen schon die Tschechen, hielten die Fahrzeuge an und plünderten. Was ihnen gefiel, nahmen sie mit. Protestieren durfte niemand. Sobald es dunkel wurde, fuhr der Treck an einem abgelegenen Ort zusammen und rastete hier die Nacht über. In den Dörfern konnte man nicht mehr bleiben. Das ganze Land war in Aufruhr gegen die zurückkehrenden Deutschen, und auch vor Brutalitäten schreckte man nicht zurück. Dabei waren diese Menschen doch nicht schuld an dem, was in der Vergangenheit hier geschehen war, sondern waren selbst Opfer dieses Krieges geworden. So zog die Kolonne, die jetzt nur noch 16 Fahrzeuge umfaßte, traurig weiter. In irgend einem andern Ort standen schon wieder die Tschechen. Mit gierigen Augen wurden die Pferde gemustert und einfach einige ausgespannt. Der Bauer mußte mit einem weiterfahren oder man übergab ihm ein abgemagertes oder lahmes Pferd. Noch war es weit in die Heimat. Nun nahm man den Ärmsten auch noch das deutsche Geld ab. Sie waren also mittellos. Die Mütter kleiner Kinder mußten in den Dörfern um einen Schluck Milch betteln, da die Kinder vor Hunger schrien. In Iglau wurde erneut geplündert und Pferde weggenommen. Wer protestieren wollte, konnte gewiß sein, vom Pöbel niedergeschlagen zu werden. Wo hin man kam, überall das gleiche Bild, Tschechen, die nur darauf warteten, den rückfahrenden Rösnitzern auch noch das Letzte, wie Uhren,

Ring, Schuhe oder Stiefel zu nehmen, so daß die Armen in Socken oder barfuß weitergehen mußten. Unterwegs traf man einen deutschen Kriegsgefangenenzug, der sich nur langsam vorwärtsschleppte. Bleich und abgemagert waren die Gesichter der deutschen Soldaten. Außer einem Russen bestand die übrige Begleitmannschaft aus Tschechen. Immer länger wurde der Zug, weil viele Soldaten die Ruhr hatten und fast nicht mehr gehen konnten. In diesem Augenblick dachten alle Rösnitzer an ihre Söhne, Väter und Brüder, die jetzt auch auf dem Wege in die Kriegsgefangenschaft waren. Umgestürzte und zerstörte Fahrzeuge säumten oft den Wegesrand. So kam man nach Mähr-Trübau. Nach einer erneuten Plünderung mußte hier sogar ein Schein unterschrieben werden, daß die soeben abgenommenen Sachen freiwillig abgegeben wurden. Zu all dem Argen kam auch noch die seelische Angst hinzu. Junge Frauen und Mädchen haben so manche Nacht im Heu versteckt zugebracht oder saßen in Heuschobern oder lagen in irgend einem Getreidefeld, um vor den Russen sicher zu sein, die jetzt als die Sieger ihre Opfer suchten. Im Gegensatz zu anderen Trecks, wo sich in dieser Hinsicht furchtbare Szenen abspielten, kam der Rösnitzer Treck noch glimpflich davon. Kein Wunder, daß die Menschen mit ihren Nerven bald fertig waren. Doch noch gab es Hoffnung: „Bald sind wir zu Hause, und dann wird alles wieder besser.“ Die Armen wußten nicht, was auf sie wartete. So kamen die Rückkehrer, denen man unterwegs noch viele Pferde abnahm, über Mieglitz, Weigelsdorf, Friedland, Freudenthal, Wiese und Lobenstein an der alten Reichsgrenze an. Hier war rechts und links der Straße alles vermint. Jetzt waren es nur noch 12 Kilometer bis nach Rösnitz und voller Erwartung fuhr man dem Heimatdorf entgegen. Bei den Liptiner Linden angekommen, wandten sie alle ihre Blicke durch den Höllengrund der Kirche entgegen, deren Turm teilweise zerstört war. Eine bange Ahnung stieg in allen auf, und als sie durch die Dirschler Gasse in den Ort kamen, sahen sie, was der Krieg aus ihrem Dorf gemacht hatte. Wohin man sah, überall ein Bild des Grauens. Durch den Artilleriebeschuß in den drei Wochen dauernden Kämpfen waren die meisten Häuser stark beschädigt. Die Scheunen und viele Häuser waren abgebrannt, auch die Kirche. Die verheerende Feuersbrunst hatte im Turm den hölzernen Glockenstuhl zerstört und die 19 Zentner schwere große Glocke war herabgestürzt. (Die kleine und mittlere Glocke wurden 1942 für Kriegszwecke demontiert und abtransportiert.) In den noch stehenden Häusern herrschte ein unbeschreibliches Chaos. Die Schrank- und Zimmertüren waren z.T. zum Bunkerbau verwendet worden; die Sofas waren aufgeschlitzt und die Möbel verschleppt. Der Fußboden war mit Dreck und Unrat bedeckt. Heile Fensterscheiben gab es keine. Die Dorfstraße wies viele Löcher auf. Vor der Brücke im Niederdorf, die zerstört war, befand sich ein tiefer Bombentrichter. Das Land außerhalb des Dorfes sah wüst aus. Alles war durch die Panzer und die Einschläge der Artillerie zerwühlt. Ungezählte Stellungen fand man in allen Teilen der Feldmark. Munition lag überall herum. Ostwärts des Dorfes vom Klimmberg bis zum Wald war das Gelände vermint. Die zer

schossenen Bäume an den Hauptbrennpunkten der Kämpfe, wie am Klimmberg, Kiefernbüschel, Sandberg und Krautgarten ragten anklagend gegen den Himmel.

Viele tote Soldaten, die armen Opfer dieser Kämpfe, bedeckten das ehemalige Schlachtfeld. Es war Mai, und die Leichen gingen bereits in Verwesung über. Aufgedunsene Tierkadaver lagen dazwischen. In diesem Zustand fanden die Rösnitzer ihre Heimat wieder. Doch ihr Lebenswille war nicht gebrochen. Es mußte auch unter diesen Umständen weitergehen. Die armen, alten Dorfbewohner, die nicht den Treck mitgemacht hatten, fand man in den Häusern tot auf, ermordet von Feindeshand. Nur der Gerber Vetter lebte noch. In Matuscheks Keller lagen mehrere Männer, zerrissen von Handgranaten. Folgende Rösnitzer Frauen und Männer, die während der Kämpfe im Dorf blieben kamen in dieser Zeit um:

Friedrich Kremser	Haus-Nr. 54;	Friedrich Steuer	Haus-Nr. 157
Frieda Kremser	Haus-Nr. 54;	Gottlieb Kolbe	Haus-Nr. 172
Emma Wehowsky	Haus-Nr. 71;	Magdal. Bartelmus	162
Martin Wehowsky	Haus-Nr. 71;	Marie Kremser	Haus-Nr. 173
Gottlieb Groß	Haus-Nr. 73;	Magdal. Kremser	Haus-Nr. 173
Martha Groß	Haus-Nr. 90;	M.-E. Waschek	Haus-Nr. 61
Marie Krömer	Haus-Nr. 155;	Magdalena Kugel	Haus-Nr. 104
Susanne Groß	Haus-Nr. 105;	Susanna Wannek	Haus-Nr. 107
Ernst Krömer	Haus-Nr. 111;	Samuel Lamche	Haus-Nr. 108
Samuel Alischer	Haus-Nr. 124;	Wilhelm Proske	Haus-Nr. 159

Durch Bombenwurf in Cottbus kam ums Leben:

Erna Proske Haus-Nr. 31

Ihnen allen gilt ein stilles Gedenken!

Tag für Tag kehrten nun immer mehr Rösnitzer heim und bald waren sie wieder alle da bis auf die jüngeren, die mit ihren Fahrzeugen oder mit der Bahn bis Bayern gefahren waren und dort blieben. Die erste Frage war nun: Was essen wir? Sämtliche Speicher und Häuser wurden durchsucht und die Reste an Mehl, Kartoffeln, Pferdebohnen usw. bildeten die erste Nahrung. Es gab nur Suppe jeden Tag. Rapsöl, das man auf primitive Weise aus Raps gewann, den man heimlich nachts vom Felde holte, bildete einen willkommenen Zusatz zu der kärglichen Suppe. Man war ja genügsam geworden. Im Dorf selbst wohnten noch keine Polen. Also wurden die noch einigermaßen bewohnbaren Häuser erst einmal gründlich gesäubert. In Katscher lag russisches Militär. Von dort kamen russische Offiziere und setzten einen Russen für Rösnitz ein, der die Aufgabe hatte, die Bevölkerung in Arbeitskommandos einzuteilen. Diese Kommandos hatten zuerst einmal die vielen toten Soldaten zu beerdigen. Das geschah an Ort und Stelle, vor allem am Klimmberg, Katscher Straße und Krautgarten. Auch die Tierkadaver mußten verscharrt werden, um einer drohenden Seuchengefahr vorzubeugen. Die in großer Zahl herumliegende Munition aller Art galt es ebenfalls so schnell wie möglich einzusammeln, gefährliche Arbeiten, bei denen es mehrere schwere Unfälle

gab. Ebenso mußten die Stellungen und Bombentrichter zugeschüttet werden, um eine einigermaßen geregelte Feldbestellung zu gewährleisten. Wenn die Menschen geahnt hätten, daß sie nicht mehr selbst, sondern andere die Frucht ihrer Mühe ernten würden, hätten sie wohl nicht mehr so willig die letzten Kräfte aus ihrem ausgemergelten Körper herausgeholt. Das Wintergetreide stand ausgezeichnet und Kartoffeln wurden in großer Menge gelegt. Kurz vor der Ernte kamen Polen aus Ostgalizien in das Dorf und setzten sich in die noch bewohnbaren Häuser der Deutschen, die froh sein mußten, wenn sie noch einen Raum behalten konnten. Die Polen waren nun die Herren und die Deutschen Fronarbeiter. Die noch im Dorf befindlichen Pferde gehörten ab sofort den Polen. Die Pfarrei, noch kurze Zeit von Pastor Straßmann und von seiner Familie bewohnt, mußte geräumt werden und wurde nun die Kaserne der polnischen Miliz, die als „plazuwka“ noch in trauriger Erinnerung eines jeden Rösnitzers ist. Hier mußte sich die männliche Bevölkerung jeden Morgen einfinden und wurde zur Arbeit eingeteilt. Mißhandlungen durch Schläge usw. kamen öfters vor. Am 30. Januar 1946 z.B. wurden sieben wehrlose Männer ohne jeden Grund im Hof der „plazuwka“ zusammengeschlagen. Damit man ihre Schreie nicht hören sollte, mußte ein junger Rösnitzer bei dieser Mißhandlung auf der Ziehharmonika spielen. Während die Dorfbewohner ihrer schweren Feldarbeit nachgingen, die durch herumliegende Munition und planlos verlegte einzelne Minen sehr gefährlich war, plünderten die Polen die mühsam eingerichteten Wohnungen der Deutschen. Auch nachts durfte nichts verschlossen werden, und gar oft drang der Pöbel mitten in der Nacht ein und raubte und plünderte nach Herzenslust. Nächtliche Schießereien, um die Bevölkerung zu verängstigen, waren an der Tagesordnung. Ein Entgelt für die Fronarbeit in bar oder Naturalien gab es nicht. Das Getreide mußte abgeerntet und gedroschen werden und wurde dann weggeschafft, außer dem, was sich die Polen nahmen. Wenn also nicht die Deutschen nachts unter größter Gefahr auf dem Felde Weizen- oder Roggengarben mit einem Knüppel ausklopften, hatten sie nichts zu essen. Zu Hause wurde dann wiederum dieses Getreide nachts gesäubert. Es ist fast ein Wunder zu nennen, daß die Menschen diese Notzeit überleben konnten. Es gab keinerlei Lebensmittelzuteilungen, keine Marken, kein Geld, um etwas kaufen zu können. Auch Salz war für die meisten eine unerschwingliche Kostbarkeit. Alle sahen elend, blaß und abgehärmst aus, und die Folgen dieser unzulänglichen und einseitigen Ernährung stellten sich bald ein. Schlechtes Wetter und die Unterernährung brachten den Hungertyphus. Aus Angst, selbst angesteckt zu werden, brachten die Polen die Kranken in die Krankenhäuser nach Katscher und Troppau, wo innerhalb von 14 Tagen über 40 starben. In der Folgezeit starben noch eine Anzahl. Währenddessen ging die Fronarbeit der andern weiter. Überaus reichlich fiel die Kartoffelrente aus. Hier von erhielten die Deutschen etwas. So wurde die Kartoffel zur Hauptnahrung und zur Rettung vom Hungertod. Zu der körperlichen Not kam noch die geistige. Es gab keine deutsche Zeitung, kein Buch,

keine deutsche Behörde, keinen deutschen Schulunterricht, keine Post, kein Radio. Die Bevölkerung war abgeschnitten von der Außenwelt. Briefe ihrer Väter oder Söhne aus der Kriegsgefangenschaft erreichten sie nicht. Erst viel später trat hier eine Besserung ein. Trotz aller Not und Entbehrungen hielten die Deutschen noch 1 1/4 Jahre aus, immer in der Hoffnung, daß doch noch eine Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse eintreten könnte. Den einzigen Halt fanden die gequälten Menschen an der Kirche und am Gottesdienst, der, weil die Kirche zerstört war, in der alten Schule stattfand. Wohl zu keiner Zeit ist die Gemeinde mit ihrem Pfarrer so eng zusammengewachsen wie in dieser Notzeit. Hier hörte sie aufmunternde Worte und sang Lieder in ihrer Muttersprache, und es sei auch an dieser Stelle Herrn Pastor Straßmann für seine seelsorgerische Tätigkeit in jener Zeit herzlich gedankt.

Von einer Aussiedlung der Deutschen war wohl öfters die Rede. Doch man glaubte nicht so recht daran. Jedoch am 14. Juli wurde das lang gefürchtete Wirklichkeit. Aushänge an gut sichtbaren Stellen, von der polnisch-britischen Militärmision erlassen, bestimmten, daß alle Deutschen die Gebiete ostwärts der Oder und Neiße zu verlassen hätten, unter Mitnahme von nur 50 Kilogramm Gepäck und etwas Verpflegung. Nun war es also so weit. Es hieß für immer Abschied nehmen von der Heimat, die in über 600jähriger harter Arbeit aus dem Nichts heraus zu einem blühenden Garten gemacht worden war und die deutsch blieb in guten und bösen Tagen. Doch das Unabänderliche schreckte nicht mehr so sehr. Man war machtlos, rechtlos und nun auch heimatlos. Jeder betrachtete die Ausweisung als das geringere Übel gegenüber einem Leben unter solch unerträglichen Verhältnissen. So beluden denn die Rösnitzer, außer einer kleinen Zahl von Handwerkern, die auf Befehl noch zurückbleiben mußten, die ihnen von den Polen zur Verfügung gestellten Panjewagen mit ihrem kärglichen Gepäck und zogen wieder die Dirschler Gasse hinaus, diesmal aber zum letzten Mal. Ein verbissener Trotz lag auf ihren Gesichtern und aus vielen Augen rollten Tränen, als sie noch einmal den Blick zurückwandten auf ihr Dorf. Auf den Wagen saßen die Alten und Kranken, während alle anderen hinter den Fahrzeugen über Leimerwitz, Nassiedel, Hochkretscham nach Leobschütz im strömenden Regen laufen mußten. Völlig durchnäßt kamen sie dort an und wurden in das frühere Missionshaus „Maria Treu“ eingewiesen, das jetzt als Durchgangslager eingerichtet war. Hier wurde nochmals jeder genau kontrolliert unter Wegnahme der besseren Sachen. Dann ging es wiederum zu Fuß zum Güterbahnhof. Hier war bereits ein Transport von 42 Güterwagen zusammengestellt worden. Zu je 42 Personen einschließlich Gepäck nahmen nun die Rösnitzer in einem Güterwagen Platz. Verpflegung für die Fahrt gab es keine. Die mußte jeder selbst mitbringen. Sechs Tage später wurde der Rest der Rösnitzer, nämlich die bis jetzt zurückgehaltenen Handwerker, ausgewiesen und gingen denselben Weg wie die, die jetzt auf ihren Bündeln sitzend auf die Abfahrt warteten. Der Zug mit seiner Unglücksfracht durchquerte die Heimatprovinz Schlesien, kam durch Gegenden,

die vom Kriege unberührt geblieben waren, während man an anderen Stellen Spuren schwerer Kämpfe sah. So wurde Görlitz, die letzte schlesische Stadt, erreicht und weiter westwärts ratterte der Zug, bis er nach langer Fahrt in Magdeburg ankam. Von hier ging es weiter bis Ahlen in Westfalen, wo die endlos scheinende Fahrt endete. Die Vertriebenen kamen erst mal in ein Notaufnahmelaager, wo sie vernünftiges Essen bekamen und wo sie sich waschen konnten. Nach der Registrierung wurden die Familien auf die Dörfer und Städte, die in der Gegend von Ahlen lagen, verteilt. Das Eingewöhnen in die neue Umgebung war schwer, vor allem für die Alten. Nicht überall traf man gleich auf Verständnis für die furchtbare Lage, in der sich die Vertriebenen befanden. Es dauerte Jahre, bis jeder das Gleichgewicht wiederfand. Ein großer Teil der Rösnitzer kam ja in fremde Berufe. Da faßte Pastor Straßmann den Entschluß, einmal im Jahr seine Gemeinde, mit der er sich immer noch verbunden fühlte, zu einem Heimattreffen in Ahlen zu sammeln. Zunächst war erst einmal an die gedacht, die im Kreise Beckum wohnten, und das war schon eine große Zahl. Doch im Laufe der Jahre wurde die Teilnehmerzahl immer größer. Von überall, aus Westfalen, Niedersachsen, Rheinland, Bayern usw. strömen sie nun jedes Jahr im September nach Ahlen, um dort ihr Familientreffen zu begehen, und wenn dann am Abend das Feierabendlied gemeinsam gesungen wird, und sich alle die Hände reichen, geht man gestärkt auseinander in dem Bewußtsein:

Rösnitz lebt weiter auch in der Zerstreuung.

Heinrich Weicht

Die Glocken zu Rösnitz O/S Nikolauskirche

1. Glocke ca. 19 Zentner schwer und auf C gestimmt, wurde 1634 in Troppau von Hans Knauf gegossen, Inschrift: „Ich freue mich, das mier geredt ist, das wier werden in das Haus des Herrn gehen.“ Ps. 122

Ferner: „Durch Feuer bin ich geflossen, Hans Knauf in Troppau hat mich zur Ehre Gottes gegossen. 1634“ Auf der einen Seite des Glockenmantels als Schmuck ein Kreuz mit der Unterschrift: „Herr, ich warte auf dein Heil. Gen. 49.“ Darunter befinden sich folgende Angaben:

Der Zeit George Grittner, Richter

Eltiste

Martin Kremser

Andreas Krittner (o. Grittner?)

Simon Proske

Kirchenvater

Merten Fuchs, Matthes Kromer,

Thomas Knopf

Schulmeister im 21. Jahr

Die andere Seite schmückte Namen und Wappen des damaligen Grundherrn:

Herr Reinhart von Kickebusch
und Steinsdorf auf Goldschmieden,

Pommerschwitz, Rösnitz, Windorf und Steuberwitz.
Röm. Kay. Maj, sowoll Fürstl.
Lichtensteinscher Rahtt
Troppau- und Jägerndorfscher.

Das Wappenschild zeigt einen Mann, der aus der Krone des Ritterhelms emporwächst. Im Felde des Wappenschildes sind drei Hagebutten sichtbar. Wegen ihres historischen Wertes und Gewichtes wurde diese große Glocke weder im 1. noch im 2. Weltkrieg für Kriegszwecke abmontiert. Doch als 1945 die Kirche brannte, stürzte sie in das Kirchenschiff hinab. Nach der Vertreibung blieben die meisten Steuberwitzer zunächst daheim und beriefen sich dabei auf ihre größtenteils mährische Umgangssprache. Ihre Kirche war, wenn auch beschädigt, erhalten, wurde ausgebessert und die Glocke aus Rösnitz wurde nach St. gebracht und aufgezogen. Als man sie läuten wollte, gab sie nur einen kläglichen blechernen Ton von sich. Sie hatte einen Riß im Glockenmantel. Ihre Stimme war erloschen. Man seilte sie wieder ab im Innern des Turmes und mauerte sie hier ein. Dort steht sie nun, verlassen, da inzwischen auch alle Steuberwitzer die Heimat verlassen haben und in Westdeutschland sind.

2. Die mittlere Glocke wurde (nach Weicht) um 1450 (nach der EKU-Liste 15. Jh.) gegossen. Gießer und Gießort sind nicht bekannt, was auf ihr Alter deutet. Gewicht 396 kg (nach EKU-Liste 250 kg), Höhe 81 cm, Durchmesser 75 cm. Ton Es. Interessant die Beschriftung, von links nach rechts: ecap muc sunimod anelp aicarg airam. – Von rechts nach links gelesen: maria gracia plena dominus cum pace = Maria voller Gnaden – der Herr ist mit dir mit Frieden.

Auf dem Glockenmantel ein Medaillon mit einem Christuskopf als Gießerzeichen und ein Weihekreuz. Unter dem Gießerzeichen befindet sich in erhabener Arbeit die Darstellung des Kampfes des hl. Georg mit dem Drachen. – Diese Glocke wurde 1942 mit der 3. und kleinsten abmontiert, kam auf den Hamburger Glockenfriedhof, blieb mit der 3. erhalten und dann nach Murrhardt/Württ. Waltharikirche und von dort 1978 nach dem ev. Gemeindezentrum Vorhelm zur Gemeinde Sendenhorst gehörig, in deren Ort und Umgebung der größte Teil der Rösnitzer wohnt (bei Ahlen/Westf.) Die Kirche zu Vorhelm trägt den Namen Nikolauskirche als Tradition für die alte Nikolauskirche in Rösnitz O/S.

3. Die kleinste und dritte Glocke ist z. Z. nicht auffindbar. Nach Heinrich Weicht mußte sie sehr alt sein, war die Sterbeglocke, kein Datum des Gußes und Name des Gießers, nur Inschrift: O Rex Glorie Veni cum Pace (O König der Ehren komme mit Frieden). In den Zwischenräumen dieser Inschrift ist fünfmal ein kleines Medaillon mit Umschrift und in der Mitte eine Glocke, wohl das Gießerzeichen (?).